

Über Kunst ist nicht zu sprechen

Meine Damen und Herren,

als ich vor ziemlich genau einem Jahr in Brüssel dem Europäischen Parlament aus Recherchegründen einen Besuch abstattete, landete ich zufällig an einem Ort, der mich ziemlich faszinierte: Der Kantine. D.h. Der Begriff Kantine trifft es allerdings nicht richtig. Hunderte von überaus informierten Menschen saßen da in Vorfrühlingsstimmung und diskutierten angeregt miteinander, man sah, es ging um etwas. Und mich erfasste eine Euphorie als wäre ich Robert Menasse in seinem „europäischen Landboten“: Wenn so Europa aussieht, dann kann es ja nur gut werden. Doch das Kantinengefühl hielt nicht lange an, vielleicht zehn Minuten, ungefähr so lange wie der Flughafenbus zur Station Schumann braucht, der Station an dem Kommissions- und dem Ratsgebäude, die sich nicht umsonst nebeneinander befinden.

Heute stehe ich erneut vor überaus informierten Menschen. Menschen, von denen ich erwarten kann, dass sie Bescheid wissen. Dass sie sich auskennen. Dass sie z.B. über Märkte sprechen können: Emerging markets, Finanzmärkte, Kreativmärkte, und mir jede Menge erzählen können über die Durchsetzbarkeit von gewissen Projekten, von der Formierung eines Publikums, von Öffentlichkeitsproduktion. Ja, Sie können mir jede Menge erzählen, Sie sind hier die Informierten. Sie wissen, es gibt *Programme*. Es gibt Panels, es gibt Meetings, es gibt Plattformen und: *Programme*. Es gibt Agenturen, es gibt Büros, es gibt Geschäftsstellen und: *Förderprogramme*. Sie wissen, es gibt Programmverantwortliche, Mitarbeiter, freie Mitarbeiter und Praktikanten. Schnelldurchläufer. Sie wissen, es gibt Zeit, die vorbeigeht. Es gibt fehlende Zeit. Immer die fehlende Zeit, dies zu machen oder jenes. Die fehlende Zeit, sich tiefer gehend mit einer Angelegenheit zu befassen, die fehlende Zeit, die Verhetzungen in Entscheidungsprozessen zur Folge hat, die fehlende Zeit, die die Politik absurderweise in ständiger Revisionsarbeit hält. Die Geschwindigkeit von Entscheidungen habe zugenommen, höre ich immer wieder, der Entscheidungsdruck wird tagtäglich hochgeschraubt. Und natürlich muss man dann den übereilt eingeschlagenen Kurs ständig korrigieren! Ja, heute sind mit Sicherheit ein paar Entscheider unter uns, Menschen mit öffentlich, manchmal gar behördlich geführtem Terminkalender. Aber auch ihre Gegenüber stehen unter

der Furcht von Death Dates und Deadlines, von Terminen und E-Mailtaktung, von Produktionsläufen. Die Zeiträume, herauszutreten, mal von außen die Sache zu betrachten, wie es in manchen Managementlehrbüchern empfohlen wird, schrumpfen. Sie verschwinden nahezu, und manchmal fehlt sogar auch die Zeit, die Sache von innen zu betrachten, wie man an den zyklisch auftretenden Spekulationskandalen hierzulande ablesen kann.

Was hätte man nicht alles gerne gemacht! Und da spreche ich noch nicht einmal davon, das berühmte Buch zu schreiben, das man immer schon mal vorhatte, mehr davon, eine Sache sich lange durch den Kopf gehen zu lassen, ein Gespräch aufrechtzuerhalten, sich eine Diskussion überhaupt erst zu erlauben! Die Zeit ist alle im kreativen Europa. Und dann komme ich ins Spiel, denn vielleicht tapere ich aus der fehlenden Zeit auf Sie zu, man weiß ja nie, vielleicht versuche ich diese Provokation. Sie alle gehen davon aus, dass ich gleich loslegen werde, um über Kunst zu sprechen. Über Literatur, über Theater, Kino, das, was fehlt, das, was sie ausmacht. Der Verdacht ist bei einer Schriftstellerin gerechtfertigt. Doch, kann ich sie trösten, ich hänge ja auch mit drin, und so weiß ich, dass über Kunst heute nicht zu sprechen ist. Wieso?

Lassen Sie mich ein wenig ausholen und bei dem beginnen, was uns allen geläufig ist: Den Märkten. Ich muss zugeben, ich weiß wenig über Märkte, d.h. gerade so viel wie ich brauche, doch das ist heute ganz und gar nicht richtig. Man muss heute immer *mehr* wissen, eine Überinformation herstellen, was Märkte betrifft, besonders, wenn man in der Kreativindustrie herumgeistert. Man muss ein Überengagement im ökonomischen Diskurs zeigen, einen Überhang dieses Denkens beweisen, denn man weiß ja nie, ob die Gürtel noch enger zu schnüren sind, die Budgets noch gekappter. Außerdem muss man zeigen, dass man dabei ist, dass man die Welt versteht, dass man sich in ihr zurechtfindet. Denn der ökonomische Diskurs ist der Leitdiskurs, er wird verstanden, er hilft uns vermeintlich, uns zu orientieren und miteinander zu kommunizieren, und das weist auf seine Mächtigkeit vermutlich am meisten hin. Wo etwas diesen Diskurs bremst oder ihm widersteht wie traditionell die Kunst, da muss umso mehr aufgeboten werden. Es reicht also nicht aus, informiert zu sein, sondern es gilt, sich zu überinformieren. Und so sollten wir vermutlich auf irgendeiner Ebene mehr über Märkte wissen als die Banker, die Investmentjunkies, die Unternehmensvorstände der Metall- und Pharmaindustrie, klassische Felder der Ökonomie. Wir sollten uns als echte Marktstreber erweisen, da wir keine echten Marktteilnehmer sind, so sieht es nämlich aus. Denn echte Marktteilnehmer, das wissen wir von den Marktfundamentalisten Rose und

Milton Friedman, brauchen nichts über ihre Märkte zu wissen, was diese ja so genial mache. Sie funktionierten automatisch, heißt es in „Chancen, die ich meine“. Und die systemisch ermöglichte Unwissenheit ist ein regelrechter Trumpf in einer Wissensgesellschaft, in der so gut wie nichts mehr automatisch funktioniert. Nicht wissen zu müssen ist ein Befreiungsschlag für uns ermüdete Informationsjunkies. Die Dinge, über die man nichts zu wissen braucht, und die trotzdem irgendwie funktionieren, sind einfach Verkaufsschlager. Und wer sich diese Verkaufsschlager nicht leisten kann, ist arm dran und muss irgendwann anfangen, seinen eigenen Markt zu simulieren, um nicht völlig rauszukippen.

Und während man dies tut, während wir unser ökonomisches Wissen auf eine Weise einüben, die wahnhaft religiöse Züge trägt, schlagen wir vorsichtshalber eine gewisse Richtung ein. Z.B. erzählen wir uns eher nicht, dass Märkte Marktfiktionen unterliegen, man heute gerne von Börsennarrationen spricht, selbst die Psychologie der Märkte wird erst dann herausgeholt, wenn wir nicht über deren politische Durchdringung sprechen möchten. Dem Diskurs über den Markt haftet immer noch der Geruch des Faktischen an, er ist dem Kunstdiskurs quasi ontologisch voraus bzw. Kunst ist immer schon und nur noch ein Teil des Marktes, insofern kann sie ihn auch niemals in Frage stellen, man kann eigentlich auch gar nicht über sie jenseits des Marktes sprechen, es ist über sie im Grunde nur zu sprechen im Sinne eines Mankos, einer Fehlerquelle für die reibungslose Mehrwertproduktion.

Meine Damen und Herren, ich will hier, wie Sie jetzt vielleicht vermuten, keinesfalls einen trivialen Gegensatz zwischen Markt und Kunst aufbauen, ich will nur klar machen, welcher Diskurs auch hier im Raum beherrschend ist und dass das fatale Folgen haben kann, wie ich vor allem – und da spreche ich jetzt ausnahmsweise einmal nicht vom Burgtheater - im Theaterbereich wahrnehme. In Deutschland schließen jetzt die ersten Stadttheater, oder werden zusammengelegt, das Gespenst der Effizienzsteigerung ruiniert dort wie auch in den Krankenhäusern oder Schulen die Substanz, den ureigensten Sinn ihrer Arbeit. Dass die Zurichtung der Kunst in ökonomische Bedürftigkeiten seine Grenzen hat, dass die berühmte public private partnership nicht alles lösen kann, besonders in der Literatur, dass der Quotenteufel des öffentlich-rechtlichen Fernsehens seine Basis zerstört und aus ihm eine einzige riesige Georg Seesslensche Blödmaschine baut, muss ich hier nicht extra anführen. Wir befinden uns paradoxerweise in einem Prozess der Selbstabschaffung.

Denn irgendwann fragt sich dann nicht nur der scheiternde Marktteilnehmer, wozu man Kunst überhaupt noch benötigt. Naja, sagen die einen, einen hübschen europäischen Bildungskanon braucht man schon, schon aus Identitätsgründen, nein, sagen die anderen, ganz falsch, aus Kommunikationsgründen, damit man sich nicht in die Haare kriegt: Im Gespräch bleiben, das ist nicht ganz so einfach. Die dritten sprechen von irgendeinem Kritikproblem oder Leerstellen, die im demokratische Diskurs entstanden sind, und die vierten schweigen von den Tourismuschancen, von denen sie eigentlich reden wollten, sie wissen, das passt jetzt gar nicht, darüber redet man besser beim Abendempfang. Die fünften aber wissen gar nicht mehr, was das sein soll. Sie finden, über Kunst zu reden, ist sogar ein bisschen peinlich, und so redet man, wenn man über Kunst redet, lieber über Ökonomie. Jenseits der Klassiker und Bestseller sei sie sofort publikumsschwach, teilte mir mein Verlag mit, quotenschwach, setzten die aus den Theaterhäusern mit ironischem Gestus hinzu, es ist ein Jammer. Und das Kino? Das Kino stirbt? Stirbt doch nicht? Ein Nischenkonzept? Selbst Hollywood kränkelt? Die Blockbuster leben von der Computerspieleindustrie? Fernsehen ist das zweite Kino? Und dann heißt es andauernd, der Kunstmarkt boome, aber Kunst bleibt im Großen und Ganzen trotzdem das Gespenst, das sich mit Marketinginstrumenten nur bedingt unter die Leute bringen lässt.

Nein: Über Kunst ist nicht zu reden. Reden wir also lieber von der Kreativität, denn bei den Kreativitätsindustrien, einem gigantischen Dienstleistungsmarkt, den es anzukurbeln gilt, hat man etwas in der Hand, das mit Kunst irgendwie verbunden ist und doch großflächiger wirkt. Nein, reden wir doch lieber nicht von der Kreativität. Das ist ja auch schon abgefrühstückt. Der alte Ohrwurm: Wer Kreativität sagt, sagt auch Profit! erklingt nur noch in Hinblick auf Entscheidungskreativität, Controllingkreativität, Biokreativität. Mit „Kunst“ wird sie kaum noch zusammengebracht. Ich denke mir zwar, der Begriff müsse sich doch heute sofort mit Depression verbinden, mit Burnout, mit dem Gebot, sich selbst am besten zu vermarkten, weil man sonst durch alle Netzwerkstrukturen fällt. Er müsste sich mit Zeitnot verbinden, mit der Zeitnot der Märkte, denn davon erzählen mir die Intendanten, Dramaturgen, Lektoren, Verleger, Galeriemitarbeiter, Fernsehredakteure am meisten, besonders, wenn sie nicht über Geld reden wollen, sie sprechen darüber, was sich nicht ausgeht und manchmal setzen sie es auch nur voraus.

Erscheint es Ihnen auch manchmal so, dass sich trotz aller hektischer Betriebsamkeit eine Menge Ungeschriebenes, Unverfilmtes, Undramatisiertes ansammelt, untergründig sozusagen? Doch es drückt nach oben, so sehr, dass es an der Zeit wäre, eine neue Liste des Unverfilmten zu verfassen, wie es die Filmwissenschaftlerin Claudia Lenssen in Alexander

Kluges Band „Bestandsaufnahme: Utopie Film“ von 1983 für das Unverfilmte tat. Sie trug das, was fehlte, zusammen, verfasste ein Bedürfniskatalog des Ästhetischen, erstellte einen Lückenapparat, der nicht den sozialwissenschaftlichen Parametern folgte. Nein, sie lieferte keine Expertise, warum dies oder jenes objektiv fehlte. Sie ging nicht rein in die Fehlersuche, sie machte kein Ideencontrolling, baute kein Feedbackschleifensystem, sie versuchte nicht über Befragungen und sozialwissenschaftliche Instrumente zu ihrer Expertise der Fehlstellen zu kommen, sie war radikal subjektiv und im Kontext ihrer Zeit absolut nachvollziehbar, und doch ist klar, dass ihre Forderungen für damals unerfüllbare Provokationen enthalten.

Sie schreibt: Es fehlten „herzkranke Polizeipräsidenten mit Söhnen in der Hausbesetzerszene, brotzeitfassende Landwirtschaftsminister auf der Alm, handstandsgeübte Grüne im Sondierungsgesprächen mit SPD-Linken in Maßanzügen“ Sie schreibt: „Die Geschäfte einer Puffstraße in der Krise.“ Sie schreibt: „Ein paar Fälle in der Art der Legionärskrankheit.“ Sie schreibt „Eine alleinstehende Mutter nachts“. Sie werden jetzt ausrufen: Ist doch wunderbar: ist doch alles heute da!

Aber nein, von heute aus gesehen hat diese Liste sich noch immer nicht erledigt, das Unverfilmte blieb in mehrfacher Hinsicht unverfilmt. Denn auch, wenn wir tausende von Sat1- und RTL-Reality-Sendungen am Buckel haben, white-trash-talkshows, wissen wir noch immer viel zu wenig, wie es ist, als Teil einer Putzkolonne, als Mitarbeiter eines Postdienstleisters, als Kassiererin von Lidl oder eines anderen Discounters zu leben, so auf Dauer, und was das mit uns zu tun hat. Es sind immer noch die Zusammenhänge, die fehlen, the bigger picture, das sich verloren hat, es ist das Unspektakuläre und doch nicht Banale, der Realismus des Gefühls. Und doch: Würde man heute eine Liste des Unverfilmten erstellen, wären es sicherlich weniger die Themen oder Narrationen des Marginalisierten und deren Verbindungen, es wären mehr die Formen, sowie die Art und Weise der Wahrnehmung. Also einen Standpunkt zu beziehen, der nicht auf ein bloßes Hier und Jetzt, eine kauzige Zusammenstellung der Gegenwart hinausläuft. Es fehlt das Anarchische, das nicht als kindische Kopfgeburt auftritt. Das Unverfilmte ist reingewandert in die Frage: Was hat die Erwerbsbiographie von Herrn Draghi mit mir zu tun und steckt da eine gewisse Musik mit drin. Es ist reingewandert in die Frage: Warum verstehe ich so wenig über die Zusammenhänge von Ratingagenturen, Notenbankchefs und Börsenspekulanten und wie ließe sich das zur Kenntlichkeit entstellt erzählen mit der Kraft einer griechischen Tragödie. Es ist vor allem reingewandert in die Frage, wie viel Zeit mir dafür bleibt, und welche Sprache zum Bsp. die Zeitlosigkeit eines Krebspatienten transportieren kann, der sich mit der Pharmaindustrie und dem Gesundheitssystem konfrontiert sieht und sich politisch wehren

müsste. Welcher Flashmob ließe sich inszenieren, der den Rahmen der Spaßgesellschaft sprengt. Es ist reingewandert in die Frage: Wieviel Gesprächsbereitschaft uns in Wirklichkeit zur Verfügung steht.

Wir wissen, im Zeitalter der narzisstischen Störungen ist diese Gesprächsbereitschaft nur scheinbar da, denn in Wirklichkeit sind wir alle sehr mit unseren Profilen beschäftigt, mit unseren Bewerbungsgesprächen, die wir andauernd führen, den Selbsterklärungen, die wir abliefern müssen, den Selbstrechtfertigungen, die Organisationen verlangen, der Reaktion auf Feedbackschleifen, den Absicherungsmotoren der Bürokratien. Wir alle? Sicher, das „Wir“ gibt es nicht, gab es nie. Aber bei den jüngeren Generationen gibt es ein „Wir“ noch viel weniger als bei den Älteren, erfahre ich von dem Direktor der Turiner Schauspielschule, die größte Schwierigkeit hätten die Schauspielstudenten, sich irgendwo zugehörig zu fühlen. Nicht einmal ein Fußballclub schafft das noch. Die Individualisierungsgesellschaft, so könnte man denken, ist vollendet. Das „Wir“ ist zu dem flüchtigen Kollektiv der Followers, der Crowd, der social networks geworden – Ich muss zugeben, es hat mich fasziniert zu lesen, dass es in diesem europäischen Programm ein Unterprogramm zur Herstellung eines Publikums gibt, und ich muss zugeben, davon habe ich keine Ahnung. Ich frage mich nur, ein Publikum für was, für welchen *Content*, um es polemisch auszudrücken. Denn über Kunst ist ja nicht zu sprechen!

Geht es dabei vielleicht um das Wissen, dass der fehlenden Zeit in der ästhetischen Produktion die fehlende Zeit in der Wahrnehmung gegenübersteht und man diese gut organisieren muss? Bücher leben nur noch drei Monate, Filmdurchlaufzeiten haben sich extrem verkürzt, Theaterabende werden oft nur dreimal gezeigt. Dazu sinkt der Informationsstand des Publikums, weil niemand mehr Zeit hat, die Zeitung zu lesen - Zeitung, dieses Konzept stammt aus jener Ära als man noch glaubte, die einen Medien würden die anderen ersetzen, vor allem das Fernsehen den Film, das Buch. Heute wissen wir, den Film gibt es nicht mehr wirklich, das Buch gibt es nicht mehr wirklich, zumindest nicht so, wie früher, es gibt nur noch den Apparat, wie ihn der amerikanische Autor Gary Steingart in seiner Dystopie „Super Sad true love story“ nannte, das intelligente Handy, das alles kann, es vereint, das den geeigneten Content braucht, die Welt mit seinen Apps überzieht, d.h. es überzieht den Weltzugriff mit Apps, die alles für uns regeln und die viel mit der heutigen Wissensproduktion zu tun haben.

Sie werden in den nächsten Stunden nicht nur Wissen produzieren, sondern auch gleichzeitig Wissen vergessen. Da kann ich nur hoffen, dass das Wissen, das hier aufkreuzt, sich hier

quasi versammelt, nicht nur von der Mehrzahl der Märkte in Europa, sondern auch von der Mehrzahl der Wahrnehmungsformen spricht. Dass die Kunst nicht flüchtiger und flüssiger zu sein hat als die Euroschwankung, die Goldpreisschwankung oder Rohstoffpreisschwankung. Dass sich, wenn Sie vielleicht nicht über Kunst sprechen können, vielleicht ein wenig etwas von der Anarchie, der Feier und der Revolte in den Gesprächen wiederfindet, etwas, das nicht aus den Dienstverhältnissen eines Medienkonzerns oder einer Werbeindustrie stammt.

Gute Bücher seien in einer Art Fremdsprache geschrieben, hat der französische Philosoph Gilles Deleuze einmal gesagt, es gelte, Hexenlinien zu zeichnen, etwas Inkonsumierables zu schaffen in einer Welt, die von Konsumwahn beherrscht wird. Das klingt schwierig. Lasst uns also erst einmal Hexenlinien zeichnen!

© *Kathrin Röggl*, 2014